

Thesenpapier:

Sektion 12: Bitte schön aufmucken! Kunst als Politik und politische Bildung

Ob politische Kunst oder Kunst als Politik, dass sich Politik aus keinem unserer Lebensbereiche trennen lässt, ist ein feministisches Grundprinzip. Dass Kunst also einen Raum darstellen kann, der politische Bildungsarbeit unternehmen kann, steckt strukturell bereits in der Tatsache, dass Kunst- und Kulturinstitutionen Teil des ideologischen Staatsapparates sind. Die Frage ist also, welche Ideologie wird in den Institutionen vermittelt und an wen. Um diese Frage ist ein Kulturkampf entfacht, mit dem ich mich hier nicht tiefer auseinandersetzen möchte.

Stattdessen ist es mir wichtig, das Hauptproblem mit dem sich Deutsche Kunst- und Kulturinstitutionen auseinandersetzen müssen zu betonen und zwar dass sie auf kolonialen Strukturen und somit auch aus einem kolonialen Kunstbegriff erwachsen sind, der sich bis in das 18te Jahrhundert zurückverfolgen lässt. Der Großteil Deutscher Kunst- und Kulturinstitutionen ist obgleich groß proklamierter Dekolonialisierungsbegehren unfähig koloniale und damit gegenderte, weiße und heteronormative Machtstrukturen eloquent und nachhaltig zu hinterfragen, auszuhebeln und sich personell sowie ideologisch zu verändern. Obwohl für diese Projekte gerne Künstler_innen nicht deutscher Herkunft oder Kunstwerke aus nicht deutschen Kontexten herangezogen werden und die Arbeiten sich mit dem Gefangensein in kolonialen Strukturen auseinandersetzen, ist es dennoch die Ausnahme, dass die Projekte einen nachhaltigen Einfluss nehmen. Anstatt von Dekolonialisierung zu sprechen sollte besser der Begriff der Instrumentalisierung von Menschen, die als „anders“ markiert sind, verwendet werden, was leider eine andere Art der Völkerschau darstellt und sich überzogen ausgedrückt noch immer im Dichotom- die Zivilisierten un-markierten Modernen vs. Die Edlen wilden/Primitiven befindet.

Eine emotionale Transformation wird nicht durch Kunst per se initiiert, sondern muss auf generelle Offenheit stoßen, sich in der eigenen Verantwortlichkeit zu hinterfragen. Ein solcher Prozess ist nicht angenehm und benötigt präzise und reflektierte Methoden der Vermittlung von Kunst, die Debatten zulassen, Raum für Reflektion geben und Hierarchien durchbrechen. Wenn Kunst nicht mehr als statisches Produkt gedacht wird und das Erkennen von „guter Kunst“ nicht mit Geschmack oder Klasse zu tun hat, sondern als lebendiges Element des Zusammenseins, des Fühlens und verkörperlichten Verstehens verstanden wird, dann verändern sich auch die Formate der Auseinandersetzung mit Kunst und eventuell sogar die Kunst selbst.

Ich argumentiere also, dass Ästhetische Formate Raum für Reflektion und politische Partizipation bieten können, sofern sie auch einen transformativen Vermittlungsanspruch haben und werde dazu zwei Beispiele heranziehen.